

ROMAN

Zeig
mir das
*M*orgen

Aus dem Amerikanischen von Antje Balters

JULIE CANTRELL

*Für meine Mutter,
die mich gelehrt hat, Menschen zu lieben für das,
was sie sind,
und ihnen zu vergeben für das,
was sie nicht sind.
Und für meinen Mann,
der mich gelehrt hat, in den Wald zu gehen und still zu werden,
damit ich Gott hören kann.
Und für meine Kinder,
die mich gelehrt haben, die Bäume singen zu hören
und unglaublich zu lieben.*

*Oh, des Winters Regen und Verwüstungen sind vorbei,
Und die Zeiten des Schnees und der Sünden,
Die Tage, die Liebsten und Liebste scheiden,
Das Licht, das verliert, die Nacht, die gewinnt;
Und erinnerte Zeit ist vergessener Kummer,
Und Fröste sind überwunden, Blumen hervorgebracht,
Und im grünen Unterholz und Gebüsch
Blüte um Blüte der Frühling beginnt.*

Algernon Charles Swinburne, Atalanta in Calydon

KAPITEL 1

März 1936

Ein langer schwarzer Zug rattert über Mr Suttons Land. Seinen Pferden macht das so wenig aus, dass sie nicht einmal die Köpfe heben. Sie haben keine Angst vor den Rädern aus Metall und der Rauch speienden Lokomotive.

Jeden Tag kommen die Züge wie schnurgerade Linien übers Land gefahren, genauso schnurgerade wie die Säume der Hosen, die Mama für reiche Leute flickt. Das macht Mama nämlich für Geld – Bügeln und Nähen und Waschen und Flickern.

Und ich, ich sitze auf Mr Suttons Baum, wohne in einer von Mr Suttons Hütten, in denen früher die Sklaven untergebracht waren, verkaufe Mr Suttons Pekannüsse und träume davon, Mr Suttons Pferde zu reiten, und das alles im Schatten von Mr Suttons großem Haus.

„Ihm gehört die ganze Welt. Jeder Zentimeter, vom einen Ozean bis zum anderen!“, rufe ich von einem Ast meines Lieblingsbaums aus – einem Amberbaum – unserem Nachbarn Sloth zu. Seine Hütte steht in der Reihe von Arbeiterunterkünften neben unserer. Drei kleine, schmale Hütten sind es, die auf Stelzen gebaut sind, mit morschen Veranden und undichten Dächern. Wir wohnen in der mittleren, die von den anderen beiden wie von Buchstützen aufrecht gehalten wird. Alle drei stehen so nah beieinander, dass ich zu jeder hinspucken könnte.

Sloth kniet im Schatten seiner Hütte und buddelt nach Regenwürmern. Die braucht er heute Nachmittag, wenn er zum Angeln an den Fluss geht. Mit seinen runzeligen Händen lässt er ein paar dicke Würmer in eine Konservendose plumpsen, in der etwas Erde ist, und sagt: „Aber die Züge, die gehören ihm nicht.“

Ich kann nur raten, woher die Güterwaggons kommen und wohin sie fahren, und ich tue so, als ob darin „geschmeidige Tiger, starke Löwen und winzige Ponys mit türkisfarbenen kleinen Hüten“ transportiert werden. So steht es in dem zerfledderten Buch *Fabeln und Märchen*, aus dem mir Mama immer vorgelesen hat, als ich noch nicht selbst lesen konnte.

Ich zähle die Waggons, während der Zug vorbeidonnert. 15,16,17... „Was meinst du, wohin der fährt?“, frage ich Sloth.

„In die Freiheit“, antwortet er und lässt noch einen glitschigen Wurm in die Dose fallen, dann steht er auf und klopft sich den Staub von der Hose. Langsam wie eine Schnecke humpelt er zu seiner Veranda zurück. Vor ungefähr sechs Jahren hat Sloth sich in den Fuß geschossen, als er sein Jagdgewehr reinigen wollte. Seitdem hat er am rechten Fuß nur noch zwei Zehen und geht schief und gebeugt. Er hat irgendwann selbst angefangen, sich Sloth – also Faultier – zu nennen, weil Faultiere auch nur zwei Zehen haben, und irgendwie ist dieser Name an ihm kleben geblieben. Mama sagt „Mr Michaels“ zu ihm, aber ich kann mich nicht erinnern, dass ich ihn jemals anders genannt habe als Sloth.

Ich zähle die Waggons des Güterzuges bis zum Ende – 27 sind es – und schaue dem Zug dann nach, bis er irgendwann nur noch als ein winzig kleiner Punkt hinter einem von Mr Suttons Pekannussbäumen zu erkennen ist. 17 Pekannussbäume stehen wie Soldaten aufgereiht am Weg zwischen den Hütten und dem großen Haus von Mr Sutton und bewachen die Grenze, durch die seine und meine Welt voneinander getrennt sind. Ein Glück, dass sich Mr Sutton nicht besonders für Pekannüsse interessiert, denn so kann ich sie aufsammeln und verkaufen und das Geld behalten.

Ich schaue dem Zug hinterher, bis er ganz verschwunden ist. Wie Sloth sich die Freiheit vorstellt, weiß ich nicht, aber ich stelle sie mir als einen Ort vor, an dem 9-jährige Mädchen keine Angst vor ihren Vätern haben, wo Mütter nicht ständig traurig sind und wo nicht die ganze weite Welt Mr Sutton gehört. Ich frage mich, ob die Freiheit vielleicht da ist, wohin Jack fährt, wenn er seine Sachen packt und mit der Mannschaft vom Rodeo loszieht.

Jack ist mein Vater, aber ich bringe es einfach nicht fertig, ihn so zu nennen.

Sloth humpelt jetzt die drei Stufen zu seiner Veranda hinauf. Mama ist in unserer Küche und singt traurige Lieder. Mr Suttons Pferde fressen in aller Seelenruhe Gras, so als ob sie wüssten, dass ich sie nicht reiten darf, weil sie mir nicht gehören. Ich klettere noch höher in den Amberbaum und hoffe, dass der Zug umkehrt und zu mir zurückkommt, um mich zu holen; dass er mich mitnimmt zu dem Ort, den Sloth Freiheit nennt.



„Ich fass es immer noch nicht, dass du meine Angel abgebrochen hast“, neckt mich Sloth und erinnert mich an unseren Angelausflug in der vergangenen Woche, als ich den dicksten Wels am Haken hatte, den ich jemals gesehen habe.

Jetzt ist Sloth dabei, die Angel mit Schnur zu umwickeln, damit er sie wieder benutzen kann. Er schüttelt den Kopf und sagt: „Ich hätte den Fisch ja nie und nimmer entwischen lassen.“

Ich klettere noch weiter hoch in meinen Baum und schaue Sloth zu, wie er sich für seinen Angelausflug fertig macht. Es ist kurz nach Mittag, und wenn ich mich anstrengt, kann ich von hier aus die schicken Hüte der Leute in der Stadt sehen. Wahrscheinlich haben die Leute, die solche Hüte aufhaben, noch nie erlebt, dass ein Wels ihre Angel zerbricht, und sie haben auch noch nie an einem schattigen Fleckchen zappelnde Regenwürmer ausgebuddelt.

„Freust du dich, dass heute Samstag ist?“, frage ich.

Sloth nickt bedächtig. Er weiß, wie froh ich darüber bin, dass ich heute nicht in die Schule muss. Wenn ich unter der Woche meiner Mutter bei der Wäsche für ihre Kunden und Sloth bei seinen Aufgaben helfe, kriege ich oft kaum noch die Schule dazwischengequetscht.

Ich schaue wieder in die Ferne, Richtung Stadt, wo jetzt Familien aus den Restaurants kommen. Sie sehen aus wie Ameisen, die sich genau nach Plan und ganz pünktlich wieder in ihre Ameisenhaufen begeben. „Was für eine Zeitverschwendung, den ganzen Tag irgendwo drinnen zu sitzen“, sage ich zu Sloth. „Wahrscheinlich können die nicht mal die Bäume singen hören.“

Sloth lacht, aber es ist ein freundliches Lachen, das bedeutet, dass er das auch so sieht.

In unserer Gegend singen nämlich die Bäume. Ich bin nicht die Erste, die das hören kann. Die Choctaw-Indianer haben diese Gegend *Iti Taloa* genannt, das heißt „singende Bäume“. Irgendwann hat dann ein reicher Mann aus Virginia das ganze Land aufgekauft, hat Eisenbahnschienen darauf gebaut und sogar extra ein Karussell aus dem fernen Europa geholt. Er hat wohl gedacht, wenn sich mitten im Park bunte Meerjungfrauen im Kreis drehen, würde es niemanden mehr interessieren, dass er die Choctaws vertrieben und an jedem Stadtausgang ein großes weißes Schild aufgestellt hatte, auf dem stand: *Willkommen in Millerville*. Aber der neue Name hat sich nie durchgesetzt. Die meisten Leute nennen den Ort immer noch *Iti Taloa*, und der Postvorsteher nimmt Briefe mit beiden Ortsnamen an. Aber egal, welchen Namen die Leute auf ihre Briefumschläge schreiben, ich nenne es einfach „zu Hause“.

Ich habe schon öfter gehört, wie Jack zu Mama gesagt hat: „Wahrscheinlich ist es deinen Leuten völlig egal, dass sie auf gestohlenem Land leben.“ Und wenn er die Worte *deine Leute* sagt, als ob er sie ausspuckt, dann hört sich das immer ganz bitter an. Ich glaube, das liegt daran, dass seine Mutter eine Choctaw ist.

Einmal habe ich gehört, wie Mama Jack darauf geantwortet hat: „*Deinen* Leuten war es doch auch egal. Dein Vater war doch Ire, oder?“ Ich bin ziemlich sicher, dass das das letzte Mal war, dass sie es gewagt hat, Jack Widerworte zu geben.

Und noch etwas sagt Jack über Iti Taloa: „Wir haben vielleicht kein Gold und keine Edelsteine, aber wir haben hier guten Boden.“

Und weil der Boden so gut ist, führen drei Bahnstrecken durch die Stadt, auf denen Baumwolle und Mais transportiert werden. Und deshalb verdienen die Leute hier auch während der Wirtschaftskrise immer noch so viel Geld, dass sie es in den Geschäften oder auch in der Rodeo-Arena ausgeben können.

Wenn Sie vom Himmel aus heimlich einen Blick auf die Stadt Iti Taloa werfen wollten, dann müssten Sie in der Nähe von Jackson suchen, an der Grenze zu Alabama. Da findet man bewaldete Berghänge, die fast tausend Meter hoch sind, mit tiefen Tälern dazwischen. Hier, wo um die vielen Arme des Mississippi fruchtbares Ackerland liegt wie eine Schürze, wachsen Fichten, Eichen, Magnolien und Zedern. Und genau dort, irgendwo in den Ästen von einem dieser Bäume, finden Sie wahrscheinlich mich – ein Kind der warmen, wilden Gegend.

Wenn ich nicht in der Schule festsitze oder Mama oder Sloth helfe, streife ich barfuß in der Gegend herum, klettere auf die roten Felsvorsprünge am Fluss und trinke Wasser direkt aus kalten Quellen. Jeden Tag streune ich durch struppiges Buschwerk und fruchtbare Felder und tue so, als ob ich einen Indianerstamm auskundschaftete oder uralte Ruinen erforsche. Andere Kinder spielen mit Puppen oder üben Klavier, aber daraus mache ich mir nicht viel. Meine Freunde sind die Bäume, und mein Lieblingsbaum ist der Amberbaum. Hauptsächlich, weil er direkt vor unserer Veranda steht, so nah an unserer Hütte, dass ich sehen kann, wie locker Mamas Eheering an ihrem knöchigen Ringfinger sitzt, während sie Möhren in den schwarzen gusseisernen Topf schneidet. Als ich noch zu klein war zum Klettern, habe ich meinem Baum den Namen Sternchen

gegeben, weil seine Blätter die Form von Sternen haben. Und jetzt klettere ich jeden Tag in Sternchens Äste hinauf und lausche seinem Gesang.

Im Augenblick singt mein Baum gerade nicht, aber dafür Mama. Ich sehe, wie sie sich das blonde Haar aus dem schmalen Gesicht streicht und es im Nacken zusammenbindet. Ich versuche, die Worte zu verstehen, die sie singt, aber alles, was ich höre, ist das Donnern des Zuges, der durch Mr Suttons Weideland fährt. Ich tue so, als ob es ein riesiger Magen ist, der knurrt, der Magen von einem Drachen, der unbedingt sein Mittagessen braucht. Mama schaut durchs offene Küchenfenster zu mir herüber und schneidet weiter Möhren in Scheiben, die in den Kochtopf zu dem Schmorbraten wandern, der himmlisch riecht. Sie hört auf zu singen und lächelt mich an. „Jacks Lieblingsessen“, sagt sie, und jetzt finde ich den Schmorbraten schon nicht mehr so verlockend.

Ich lehne mich mit dem Rücken an Sternchens Stamm und schaue zu, wie ein Gewitter aus der Ferne heranrollt. Mama schaut kurz zu den hoch aufgetürmten schwarzen Wolken hinauf und sagt, als würde sie aus einem Buch vorlesen: „In Mississippi fegt der Wahnsinn die Böden sauber, bevor er Donner darauf ausrollt.“

Ich sage nichts. Ich bin nur ein Kind, aber ich weiß, was Mama denkt, weil ich es auch fühle. Stürme umkreisen mich und wollen mich entwurzeln. Vielleicht klammere ich mich deshalb so gern an Bäume.

Mama seufzt, dreht das Radio lauter und singt: „*Yonder comes the Blues*“. Ihre Stimme wird tiefer und trauriger, und jetzt bin ich mir ganz sicher: Es wird nicht mehr lange dauern, dann ist sie wieder an dem Ort, den ich das tiefe, finstere Tal nenne.

Das Tal ist der Ort, an den Mama ohne mich geht. Ohne überhaupt irgendjemanden. Es ist ein Ort, der so finster ist und so tief, dass nichts sie von dort wieder zurückholen kann. Ich sitze dann einfach da und warte und bete, dass Mama bald wieder zurückkommt und dass sie mich dann wieder lieb hat.

„*Go back blues, don't come this way*“, singt sie und schneidet dabei weiter mit langsamen Bewegungen Möhren in den Topf. Ich hoffe, dass ich nie so werde wie Mama. Und dass niemals jemand wie Jack mir sagt, was ich tun und lassen soll.

Sternchen hört meine Gedanken und hält mich ganz fest. Er hat seine neuen Frühlingsblätter angezogen, ein sicheres Zeichen, dass demnächst etwas Großes passiert.

Sternchen ist ein guter Baum.

Ich klettere noch höher hinauf und versuche, einen Blick auf die drei gesprenkelten Eier in dem Vogelnest zu erhaschen. Eine Spottdrossel stößt einen grellen Schrei aus und kommt im Sturzflug auf mich zugeschossen, sodass ich mich lieber vornüber kippen lasse und jetzt an den Kniekehlen am Ast hänge; ich achte darauf, dass ich mein Kleid zwischen den Knien festklemme. Ich strecke meine Arme aus und tue so, als wäre ich eine Spinne, die ein Netz webt.

Die Wolken werden so dunkel und schwer, dass Sloth in seine Hütte humpelt, um dort erst noch das Gewitter abzuwarten, bevor er angeln geht. Dort sitzt er also in seinem ramponierten Schaukelstuhl mit seinem zahmen Hahn auf dem Schoß und schaut zum offenen Fenster hinaus. „Wenn es regnet“, sagt er so laut, dass ich es hören kann, „dann möchte Gott, dass wir still sitzen und es bemerken.“

Ich klettere von Sternchen herunter und will zu ihm hingehen, aber noch bevor ich an Mamas Küchenfenster vorbei bin, höre ich ein lautes Brummen, und dieses Mal ist es nicht das Donnernrollen in der Ferne.

„Mama, hier draußen ist ein Hund!“, brülle ich.

Mama antwortet nicht. Sie singt einfach nur tief und langsam weiter. Sie hat alles außer ihren eigenen traurigen Tönen ausgeblendet.

Ich drehe mich zu Sloth um und will es stattdessen ihm sagen, aber er hat die Augen geschlossen und ich möchte ihn nicht stören. Ich rutsche also unter unsere windschiefe Veranda, um mir das knurrende Tier dort aus der Nähe anzusehen. Es dauert eine Weile, bis sich meine Augen an das dämmerige Licht gewöhnt haben. Erst ist

alles nur schwarz, dann wird es grau, und dann kann ich alles erkennen. Und dann sehe ich endlich, was mir der Frühling da beschert hat: Unter unserer Hütte liegt zusammengerollt eine streunende Hündin, eine halb verhungerte, rüdigte Promenadenmischung, und ihr aufgeblähter Bauch ist voll mit nichts als Angst – und Welpen.

Sie hat komische Augen, glasig wie Murmeln. Ihr Knurren, nicht mehr als ein leises Grollen, ist wahrscheinlich nur ein Hilferuf, aber ich versuche lieber nicht, sie zu streicheln. Als ich da tiefer unter die Veranda krieche, öffnen sich endlich auch die Wolken und die Regentropfen prasseln wie ein Kugelhagel herunter. Ich beschliesse, unter dem Haus zu bleiben, bis das Gewitter vorbei ist. Und wenn ich mir den dicken Hängebauch der Hündin so anschau, dann würde ich wetten, dass sie sich hier nicht nur verkrochen hat, um trocken zu bleiben.

Ich halte Abstand zu ihr, während es um uns herum wie aus Eimern schüttet. Das Regenwasser rinnt in all die Kuhlen und Vertiefungen unter dem Haus und sammelt sich um meine schmutzigen Füße. In den vergangenen drei Wochen hat sich zwar der Winter verabschiedet, aber jetzt bei dem Regen friere ich sogar in der milden Frühlingsluft.

Ich sitze im Schneidersitz im Matsch und wette, dass die Hündin ihre Jungen wirft, bevor ich bis Hundert gezählt habe. „Eins ... zwei ... drei“, flüstere ich. Und tatsächlich, bei 92 ist der erste Welpe geboren. Ich wage nicht, auch nur einen Muskel zu rühren.

Insgesamt bekommt die Hündin neun Welpen, und ich komme mit dem Zählen kaum nach, so schnell geht es. Es sind drei schwarze, vier braune und zwei schwarzbraun gefleckte. Ich will sie alle behalten und gebe ihnen in Gedanken Namen wie Jingles und Mimi, aber jedes Mal, wenn ich versuche, nah genug heranzukommen, um sie zu berühren, fletscht die Hündin ihre gelben Zähne und knurrt.

Ich warte jetzt schon seit fast einer Stunde, aber sie hat die Jungen immer noch nicht aus den Fruchthüllen befreit oder sie gesäugt; und zwei von ihnen hat sie tot gelegen, hat sich einfach auf

sie fallenlassen. Sie macht keine Anstalten, sich um die Welpen zu kümmern, die noch leben. Irgendwann kann ich es nicht mehr mit ansehen und rutsche deshalb ganz langsam und vorsichtig näher heran. Vielleicht kann ich die Kleinen ja noch retten.

Aber sofort geht das Knurren wieder los, und die Zähne blitzen auf. Sie wirft den Kopf hin und her und vor und zurück und funkelt erst mich an und dann ihre Welpen. Matsch und Blut und all die Körperflüssigkeiten von der Geburt fliegen durch die Luft und bleiben an meiner Wange kleben. Ich krieche unter der Vorderveranda heraus, gehe ums Haus herum zur Rückseite und versuche, von dort aus an die Welpen zu kommen. Der Regen prasselt schmerzhaft auf mich herunter, bis ich mich zwischen den abgesackten Stützpfeilern der Hütte, Spinnenweben, die an mir kleben bleiben, und Unmengen von Wespen, die sich für den Sommer bereit machen, wieder heranschleiche. Ich liege platt auf dem Bauch in dem blutroten Matsch und krieche wie eine Schlange ganz langsam näher, damit ich die Hundemama nicht noch mehr erschrecke, als ich es schon getan habe. Sie zittert und hat ihre Welpen um sich verstreut wie Reiskörner.

Ein weicher, brauner Klumpen von einem Welpen liegt nur ein paar Zentimeter vor mir. Er riecht wie der alte rostige Pflug auf Mr Suttons Pferdeweide, und ich muss mich wirklich zwingen, jetzt nicht daran zu denken, wie alles um mich herum verfällt.

Ich schaffe es, ein bisschen näher an den braunen Welpen heranzukommen und berühre die weiche, seidige Fruchthülle, die ihn wie eine dünne Schicht rohes Eiweiß umgibt. Die Hülle ist glatt und milchig und wäre wirklich wunderschön, wenn nicht der Welpen gerade darin ersticken würde. Als ich ihn hochnehme, zappelt er in meiner Hand, und ich erschrecke so sehr, dass ich ihn beinahe fallenlasse. Und bevor ich wieder unter der Hütte hervorkriechen kann, ist die Hundemutter schon über mir.

Ihre Zähne, die nur Zentimeter von meiner Wange entfernt sind, haben einen dicken gelben Belag, der wie all die toten Sachen riecht,

die ich manchmal im Wald finde. Mit gespitzten Ohren und steil aufgerichtetem Schwanz knurrt sie tief aus dem Bauch heraus. Ich weiß, dass ich mich jetzt nicht rühren darf, also bleibe ich ganz still liegen, die Augen fest auf den Welpen gerichtet, bis sich die Hundemama wieder auf den Boden fallen lässt und noch einmal eine langgezogene Warnung von sich gibt. Ich rubbele schnell die klebrige Hülle von dem Welpen ab und schiebe ihn zu seiner Mama hinüber, weil ich hoffe, dass die Hündin doch noch begreift, was sie jetzt machen muss, aber sie knurrt einfach weiter. Ja, ich hab's ja kapiert.

Ich robbe rückwärts nach draußen in den Hof und muss blinzeln, weil es so hell ist. Inzwischen haben sich die schweren grauen Wolken bis an den fernen äußersten Rand des Himmels verzogen, und die Sonne scheint wieder strahlend hell. Ich nehme einen langen Stock und überlege mir, dass ich vielleicht die Hundemutter unter der Hütte hervorscheuchen und dann die silbrigen Hüllen von den Hundebabys entfernen kann. Danach könnte ich sie dann in der Badewanne draußen hinter dem Haus waschen. Ich schwinge den Stock und rufe: „Raus! Geh raus da!“ Sie nimmt einen der Welpen ins Maul und trägt ihn hinaus auf den Hof. Einen kleines Bündel Leben.

Der Welpen schaukelt zwischen den Zähnen der Mutter hin und her, bis er schließlich mit einem kleinen Beinchen die Hülle durchstößt. Die Mutter kratzt mit der Pfote eine Furche in unseren Hof und lässt den winzigen Körper in das frische Grab fallen. Der Welpen landet mit einem dumpfen Aufschlag darin, der sich anhört wie das Geräusch von Jacks Stiefeln auf der Veranda.

Und dann scharrt die Hündin mit den Vorderpfoten Erde über die Furche und begräbt ihr Baby bei lebendigem Leib. Ich schreie; sie knurrt. Dieses Mal ist es kein leises Grollen, sondern das angstvolle Stöhnen einer Mutter. Und so begräbt sie ein Hündchen nach dem anderen, und während sie gräbt, grabe ich auch und befreie die Welpen einen nach dem anderen wieder.

Eilig zerreiße ich die glitschigen Hüllen und hoffe, dass die Welpen noch zu retten sind. Als die Hündin merkt, was ich getan habe,

legt sie sich einfach hin. Sie sieht mich nicht an, als ich ihr vier lebende Welpen bringe. Die fünf toten begrabe ich wieder, aber jetzt hinter dem Haus und richtig tief, und ich hoffe, dass sie nicht von Kojoten gefunden und zum Abendessen verspeist werden.

Als ich fertig bin, klettere ich wieder auf meinen Baum und hoffe, dass die Hundemutter die vier Babys am Leben lässt. Ich nenne sie Rose, Twinkle, JuJuBee und Belle. Kleine dunkelbraune Fellknäuel.

Mama singt immer noch in der Küche und rührt dabei die Soße, aber inzwischen hat sie von Blues zu Chorälen gewechselt. „All to Jesus I Surrender“. Irgendwie kommt mir der Gedanke, ob ich wohl so ausgesehen habe wie diese Welpen, als ich geboren wurde, und ob Mama jemals daran gedacht hat, mich einfach zu verscharren.

KAPITEL 2

Die Spottdrossel kommt immer wieder zu ihrem Nest mit den Eiern heruntergeschossen und umschwirrt es, und von Sternchens Ästen aus sehe ich, wie Sloth endlich wieder aus seiner Hütte kommt. Er nimmt die Blechdose mit den Würmern und schüttet das Wasser ab, das sich darin gesammelt hat. Ich kletterte von meinem Lieblingsplatz herunter und bin mit zwei großen Sätzen durch das nasse Unkraut bei Sloth. Die Wolken haben sich verzogen, und die Nachmittagssonne zieht meinen Schatten in die Länge. Ich tue so, als ob ich auf Stelzen laufe wie eine Zirkusartistin.

„Fertig?“, fragt Sloth und greift nach den beiden Angelruten. Ich drehe mich zu Mama um, die im Fenster zu sehen ist. Sie hat keine Ahnung, dass ich gerade gesehen habe, wie kleine Hunde geboren wurden, oder dass ich den halben Wurf hinter dem Haus begraben habe. Sie merkt nicht, dass es aufgehört hat zu regnen oder dass die Sonne scheint oder dass der Zug uns alle hier zurückgelassen hat und in die Freiheit entwischt ist. Sie fällt wieder, ist nicht mehr da, stürzt ab ins tiefe, finstere Tal. Ich möchte wirklich schrecklich gern mit Sloth zum Angeln gehen, aber irgendetwas tief in meinem Innern sagte mir, dass ich lieber Mama im Blick behalten sollte.

„Ich muss auf die Welpen aufpassen“, lüge ich.

Sloth nickt verständnisvoll und macht sich ohne mich auf den Weg zum Fluss.

Ich klettere wieder in Sternchens Arme hinauf und versuche, mir alles wegzudenken. Ich werde zu einem Falken, der sich hoch in die Lüfte emporschwingt und von hoch oben nach Leckerbissen auf den weiten wasserbedeckten Feldern sucht. „Und was machst du jetzt?“, necke ich die Spottdrossel und strecke meine scharfen Falkenkralen in ihre Richtung. „Glaubst du etwa, ich habe Angst vor deinem kleinen Krächzen?“ Ich gebe mich dem Gefühl hin, dass ich hier an diesem Ort das Sagen habe und nicht Mr Sutton, nicht Jack und vielleicht nicht einmal Gott, obwohl Mama mir immer sagt, dass alles in seiner Hand liegt.

Ich bin schon bis zum Nest der Spottdrossel hochgeklettert, als das Rattern von Jacks altem Truck über den Hof schallt und meine Ohren kitzelt. Er kommt wieder einmal vom Rodeo nach Hause, hoffentlich mit etwas Preisgeld vom Bullenreiten. Auf dem Schulweg gehe ich jeden Tag an dem Schild mit der Aufschrift *Tucker Rodeo* vorbei, das mitten in der Stadt steht. Auf dem Hinweg zur Schule steht es auf der linken Seite, auf dem Rückweg auf der rechten. Wenn ich an dem Schild vorbeigehe, gucke ich immer nach unten und gebe mir extra Mühe, nicht den Cowboys zuzuschauen, wie sie Kühe niederringen und Schafe treiben oder hoch zu Pferd an mir vorbei reiten, um Kälber und Ziegen aus den Viehwaggons der Bahn zu den Pferchen beim Rodeogelände zu treiben. Ich muss wegschauen, damit ich mich nicht selbst in einen Sattel setze und die Zügel in die Hand nehme. Ich würde sonst mit einem der Pferde direkt durch den Park reiten, es anhalten lassen, damit es frisches Gras fressen kann, bevor ich dann den Karussellpferden mal zeigen würde, was ein richtiger Galopp ist. Und dann würde ich zum Theater galoppieren und mit den Händen den glitzernden Kronleuchter dort berühren. Von da aus würde ich dann zur Anwaltskanzlei reiten und mir das Loch in der Wand einmal aus der Nähe anzuschauen, das die berühmte Annie Oakley von der Straße aus in das Gebäude geschossen hat, wie alle sagen. Aber Pferde und Bullen, Sättel und Gewehre, das alles gehört zu Jacks Welt, und das hier ist meine.

Jetzt ist Jack zu Hause, und er ist kaum an der Veranda vorbei, als ich schon seine Stimme höre, die so laut und wütend ist, dass die Fensterläden in den Scharnieren beben.

„Was hast du hier zu suchen? Sieh bloß zu, dass du hier wegkommst!“ Jack kommt wieder aus dem Haus gestürmt und verfolgt einen von Mr Suttons Farmarbeitern, der sich hereingeschlichen haben muss, als ich die Welpen begraben habe. Wahrscheinlich ist er gekommen, um Mama wieder eine Tüte mit Medizin zu bringen, und das gefällt Jack gar nicht. „Sobald ich ihr den Rücken zudrehe ...“, schreit Jack und tritt gegen die Wand. „Lass dich hier bloß nicht wieder blicken, du nichtsnutzige Schnapsleiche!“

Der Farmarbeiter huscht wie eine aufgeschreckte Maus über den Hof und rennt zurück zu Mr Suttons Scheune. Ein paar Mal dreht er sich unterwegs noch um, um sich zu vergewissern, dass Jack ihn nicht verfolgt, aber der steht auf der Veranda und schaut ihm nur nach. Dann stürmt er zurück in die Küche und schreit Mama an. Er hebt den Topf mit dem Schmorbraten hoch und schreit noch lauter. „Glaubst du etwa, du kannst das wiedergutmachen, indem du 'nen Braten machst? Damit ich es nicht merke?“

Mamas Knie zittern, und sie sieht nicht viel anders aus als die Hündin, die sich vor lauter Angst wieder unter der Veranda verkrochen hat.

Sogar die Spottdrossel spürt, wie wütend Jack ist, denn sie sitzt nur eine Armeslänge von mir entfernt und versucht, ihre Eier zu beschützen. Ich umarme Sternchens dicken Stamm. Meine Hände sind klein und schmutzig und sie zittern.

Jack schimpft laut und tigert dabei hin und her. Ich klettere von Sternchen herunter, schleiche mich leise an die Seite des Hauses und spähe durchs Küchenfenster hinein.

Jacks Stiefelschritte dröhnen auf dem Boden wie Kriegstrommeln. Irgendwann bleibt er stehen, drückt Mama brutal gegen die nackte Küchenwand und schiebt ihr eine Faustvoll Braten in den Mund.

Sie kämpft, hustet und würgt, aber er schiebt noch mehr hinterher, und noch mehr, und dabei drückt er mit seiner riesigen Hand ihren schlanken Hals zusammen. Seine Fingerknöchel werden erst rot und dann weiß, und sein ganzer Arm zittert, während er immer mehr Fleisch in Mamas Mund stopft.

Irgendwo in der Ferne ist Hundegebell zu hören und das laute Pfeifen des Güterzugs, der immer nachmittags kommt. Der Wind frisch auf. Der Himmel wird hell vom Wetterleuchten, und ein Geruch von Elektrizität liegt in der heißen, stehenden Luft. Als hätte Gott selbst ein Streichholz angezündet. Und dann kracht Jacks Faust gegen Mamas Wange, und ich höre, wie Knochen auf Knochen trifft, und ich wünsche mir, ich wäre mit Sloth zum Angeln gegangen.

Nach dem zweiten Schlag kann Mama sich befreien. Sie rennt zur Haustür hinaus und ich verkrieche mich unter die Veranda, damit Jack mich nicht sehen kann. Jack jagt Mama hinterher, so dicht, dass die Fliegengittertür nicht zwischen den beiden zufallen kann. Ein frisches vierblättriges Kleeblatt steckt an seinem Cowboyhut.

Mama schreit: „Bitte, Jack, denk doch an Millie!“ Und dann versucht sie es mit einer Begründung, die ihm vielleicht sogar etwas ausmacht: „Du könntest deine Arbeit verlieren!“

Keiner hört sie. Keiner außer mir und den Hunden und der Spottdrossel. Weil ich das schon so oft erlebt habe, weiß ich, dass Jack nicht aufhören wird, egal, was Mama sagt. Falls jemand aus dem großen Haus Mamas Schreie hört, kommt jedenfalls keiner, um nachzuschauen – nie. Und Jack weiß auch, dass er seine Arbeit als Bullenreiter nicht verliert, denn Mama würde niemals Mr Tucker oder sonst jemandem erzählen, wie Jack wirklich ist. Sie will geheim halten, dass Jack sie verprügelt. Sie hat eine Menge Geheimnisse.

Einmal, als Jack Mama mit blutender Nase und einer aufgeplatzten Lippe zurücklassen hat und weggefahren ist, wollte ich Mr Sutton holen. Aber Mama, die einen riesigen blauen Fleck auf der Wange hatte, hat mich auf den Schoß genommen und gesagt, dass ich es niemals jemandem erzählen darf.

„Man kann ja vielleicht mal für Brot anstehen oder um Hilfe bitten, wenn man die Miete nicht zahlen kann“, hat sie mir erklärt. „Aber es gibt nichts Schlimmeres, als sich dafür schämen zu müssen, dass man schlecht behandelt und nicht geliebt wird.“

Jetzt hat Jack Mama umgerissen und wirft sich auf sie. Seine schmutzigen Stiefel schrammen an ihren Waden entlang, als sie um ihre Freiheit ringt. „Du bist genauso unnütz, wie dein Vater gesagt hat“, schreit Jack und schlägt zu. „Aber das ist auch das Einzige, womit er jemals recht gehabt hat.“

Mama kämpft weiter, aber Jack drückt sie so fest auf den Boden wie ein Kalb beim Rodeo. Dann zieht er sein Messer aus der Hintertasche seiner Jeans und lässt es aufschnappen, als ob er es schon tausendmal im Schlaf geübt hätte. Er drückt die glatte silberne Klinge direkt unter Mamas Kinn ganz fest an ihre Kehle, und da hört sie auf, sich zu wehren. Es ist so still, dass ich meinen eigenen Atem höre. Ich hoffe, Jack kann ihn nicht hören, sonst hält er vielleicht gleich mir das Messer an den Hals. Dazu braucht er nämlich keinen Grund.

Er presst die Klinge so fest gegen Mamas dünnen Hals, dass ihr ein kleines Blutrinnsal den Hals hinunter läuft und sich in der Kuhle vorne zwischen den Schlüsselbeinen sammelt. Ich weiß, wie schlimm das noch werden kann. Ich habe schon erlebt, wie Jack Mama so verprügelt hat, dass sie nicht mehr essen oder die Wäsche für ihre Kundinnen bügeln oder auch nur auf ihren eigenen Beinen stehen konnte. Jedes Mal, wenn es passiert, schwöre ich mir, dass es das letzte Mal ist, dass ich das zulasse.

Ich stecke meine Hand in die Tasche, und streiche mit meinen Fingern über das glatte Taschenmesser darin. Es ist das einzige Geschenk, das ich jemals von Jack bekommen habe. Ich weiß, wie ich das hier beenden kann. Jetzt ist der Moment gekommen. Ich werde Jack töten und Mama retten.

Mach's einfach, denke ich. Schnell!

Ich klappe das Messer auf und überlege, von wo aus ich am besten angreife. Aber genau in dem Augenblick, als ich loslegen will,

ändert sich plötzlich Jacks Tonfall. Das halb irre Geschrei hört auf. Seine wütende Stimme durchdringt nicht mehr die Stille. Er hört auf, Mama zu schlagen, beugt sich über sie und sagt zwischen zusammengebissenen Zähnen hindurch: „Ich könnte dich umbringen, Marie. Ich könnte es.“

Er steckt das Messer wieder ein, steht hoch aufgerichtet über Mama und schaut auf sie herunter. Zitternd, keuchend und mit Tränen in den Augen liegt sie am Boden, und da spuckt er ihr ins Gesicht. Mitten ins Gesicht.

Mama macht die Augen zu, und Jack gibt ihr noch einen letzten Fußtritt in die Seite, und das macht ein widerliches Geräusch, als ob eine kühle Wassermelone in der Sommerhitze zerplatzt.

„Du ekelst mich an“, sagt er noch, geht weg und lässt Mama einfach so in Dreck, Blut und Tränen liegen.



Als ich endlich genug Mut zusammengekratzt habe, um mich zu rühren, klappe ich mein Messer wieder zu, stecke es in die Tasche und sammle stattdessen ein paar Steine auf.

Als Jack seinen Truck anlässt, renne ich ihm hinterher, werfe Steine gegen die Heckklappe und schreie: „Komm bloß nie wieder zurück! Ich hasse dich! Ich hoffe, du fällst von einem dicken fetten Bullen und stirbst!“ Die Worte schießen aus mir heraus wie Knallkörper. Irgendwie ist es gar nicht meine Stimme, die ich da höre, sondern die von jemand anders; von einer Person, die stark und mutig ist, die keine Angst davor hat, was ihr eigener Vater ihr alles antun könnte.

Jack bremst und legt den Rückwärtsgang ein. Ich will wegrennen, bleibe aber einfach stehen und streiche mit dem Finger über die fünf Steine in meiner Hand. „Gib mir Kraft, Gott“, bete ich und denke dabei an die Geschichte von David und Goliath, die Mama mir schon oft erzählt hat.

Jack fährt rückwärts wieder zurück auf unseren Hof, springt mit Zorn in den Augen aus dem Wagen und kommt direkt auf mich zu gestampft. Er humpelt, weil er ein schlimmes rechtes Knie hat, und seine pechschwarzen Augen brennen sich in meine. Aber zum allerersten Mal schaue ich nicht zur Seite, und ich laufe auch nicht weg, sondern ich bleibe einfach stehen und starre zurück.

Jack weiß nämlich nicht, dass es dieses Mal anders ist. Ich werde demnächst zehn, und mir reicht es. Dieses Mal bin ich genau so wütend wie er. Dieses Mal werde ich mich nicht verstecken. Mit meinem Wurfarm hole ich aus, ziele genau auf den Mann, den ich am allermeisten auf der ganzen Welt fürchte, und dann werfe die Steine auf ihn, alle fünf auf einmal. Ich hoffe, dass ich ihm ein Auge auswerfe oder dass seine Nase blutet oder, wenn Gebete erhört werden, dass ich ihm eine tödliche Wunde an seinem fiesen Kopf verpasse.

Aber alle fünf Steine prallen an Jacks Brust ab wie Regentropfen, und er bleibt nicht einmal stehen, auch nicht, als er lacht und mich am Arm packt und zu Mama schleppt, die gerade mühsam versucht, sich aufzurappeln, und er schlägt sie einfach wieder nieder.

„Sieh sie dir an“, schreit er mich an. „*Sieh genau hin*, hab ich gesagt. Willst du so enden?“

Wieder versucht Mama aufzustehen, aber wieder schlägt er sie nieder. Jetzt schlage ich ihn, boxe ihn, so fest ich kann. Meine Hand brennt und das Blut schießt mir in den Kopf. Ich will nicht, dass er Mama noch einmal tritt. Ich boxe und schlage weiter, und ich schreie, dass er aufhören soll.

Meine Schläge tun ihm natürlich nicht weh, weil er Goliath ist und ich erst neun, auch wenn ich manchmal das Gefühl habe, dass ich die einzige Erwachsene in der Familie bin. Ich bin die Einzige, die dableibt und sich nicht jedes Mal, wenn es nicht so läuft, wie ich es mir vorstelle, aus dem Staub macht zu irgendeinem Rodeo oder ins tiefe, finstere Tal.

Jack lacht nur und stapft zurück zu seinem Truck.

„Ja, hau endlich ab!“, schreie ich ihm hinterher und meine Stimme überschlägt sich. „Wir wollen dich hier sowieso nicht haben, du blöder Cowboy!“

Als er wegfährt, bleibt nur eine Staubwolke zurück.

KAPITEL 3

Der Lärm von Jacks Truck schmirgelt über meine Knochen wie Sandpapier, während Mama es schafft, sich aufzurappeln und ins Bett zu schleppen. Ich verziehe mich unter die Veranda und immer noch schießt mir das Blut heiß durch die Adern. Ich trete in den Boden und boxe in die Luft, aber ich weigere mich zu weinen. Das tut Mama schon genug für uns beide.

Bis ich mich endlich soweit beruhigt habe, dass ich still sitzen kann, ist es schon fast dunkel. Ich halte genügend Abstand zu der Hündin und ihren Welpen und singe sie mit einem ausgedachten Lied über Glühwürmchen und Jesus in den Schlaf. Dann gehe ich ins Haus, um Sandwichs mit Eiersalat für Mama und mich zu machen. Ich schätze, sie will nie wieder in ihrem ganzen Leben Schmorbraten essen – und ich auch nicht. Also werde ich den Braten der streunenden Hündin geben. Und dann kehre ich die Überbleibsel von Jacks letztem Wutanfall weg.

Ich stelle einen frischen Becher mit Wasser auf Mamas Nachttisch, gebe ihr einen Gutenachtkuss und versuche, unter dem Gestank von Matsch und Blut den Duft ihres Erdbeershampoos in ihrem Haar zu riechen. Dann nehme ich den Braten und gehe nach draußen, um nach den Welpen zu sehen.

Die Hündin blickt zu mir auf. Sie hat den gefleckten Welpen im Maul, dem ich den Namen Rose gegeben habe. Sie beugt sich nach

vorn und zermalmt die winzigen Knochen und Sehnen des Welpen mit ihren gelben Zähnen. Panisch schaue ich mich um und rufe die anderen Welpen bei ihren Namen. „Twinkle? JuJuBee? Belle?“ Ich horche auf ihr leises Jaulen und Hecheln. Aber ich höre nichts. Nichts als das Geräusch der Hündin, die wieder in den tiefen, dunklen Wald zurückhumpelt, aus dem sie gekommen ist.



Schon bald darauf schlafe ich neben Sternchens Stamm ein. Ich verbringe die ganze Nacht unter den Sternen, und am nächsten Morgen ist es nicht Mama, die mich findet und Gott sei Dank auch nicht Jack, sondern als die Sonne aufgeht, werde ich von Sloth geweckt.

„Guten Morgen, kleine Wilde“, sagte er und hat ein Brötchen und eine Tasse Kaffee in der Hand. „Du hast das Frühstück verschlafen.“

Sloth ist zwar so alt, dass er mein Großvater sein könnte, aber er ist trotzdem mein bester Freund. Eigentlich bin ich so gut wie immer mit ihm zusammen. Er ist genau so gerne draußen im Freien wie ich, und wenn uns der Tag lang wird, finden wir fast immer irgendein Eichhörnchen, mit dem wir uns anfreunden.

Mama kocht nur, wenn Jack nach Hause kommt, aber Sloth nimmt die tägliche Essenszubereitung sehr ernst, und er erwartet von mir, dass ich ihm dabei helfe. Ob es ums Fallenstellen, Fische ausnehmen oder Hühner rupfen geht, ich versuche, meinen Teil der Arbeit zu übernehmen. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“, zieht Sloth mich auf und hält das Brötchen und die Kaffeetasse über mir in die Höhe. Seit Mama nicht mehr regelmäßig kocht, gehe ich zu Sloth, wenn ich Hunger habe.

Ich war ungefähr vier, als ich das erste Mal gesehen habe, wie er mit einem dicken Huhn unter dem einen Arm und einer Axt unter dem anderen neben dem Haus stand. Er drückte das Huhn auf den Hackklotz und zog den dünnen Hals des Tieres lang, sodass er

noch dünner aussah. Das Huhn sah mich an, und seine Augen waren schwarz und rund, und sie wussten Bescheid.

Und dann sauste die Axt in den Hals des Huhns und mir wurde ganz komisch. Nachdem ich mich wieder eingekriegt hatte, trug Sloth das Huhn, das kopflos in seiner Hand baumelte, zu einem Blecheimer auf seiner Veranda. Bei jedem humpelnden Schritt, den Sloth machte, tropfte Blut aus dem Huhn heraus, bis er es in den Eimer warf und einen Topf mit heißem Wasser vom Feuer nahm.

„Achtung, pass auf“, sagte er und goss das heiße Wasser über das Huhn. „So gehen die Federn leichter raus.“

Und ehe ich so richtig wusste, was los war, hatte er mir das Huhn in die Hand gedrückt und bedeutete mir, dass ich mich auf den Rand der Veranda setzen sollte. „Rupfen“, sagte er. Ich sah ihn mit meinem Nie-im-Leben-Blick an. „Rupfen!“, sagte er noch einmal, und diesmal war es ein Befehl.

Er zog eine lange rote Feder heraus, um zu zeigen, wie es geht, aber als ich es dann auch versuchte, ließ sich keine Feder einfach so herausziehen. Der dicke untere Teil der Feder steckte fest in dem Huhn. Ich sagte zu Sloth, dass es anscheinend nicht gerupft und zum Abendessen gegessen werden wollte. „Aber wir müssen was essen!“, war alles, was er dazu zu sagen hatte. Und dann nahm er das Huhn wieder auf seinen Schoß und riss ihm die Federn büschelweise heraus.

Das war nicht der letzte Vogel, den ich mit Sloth zusammen gerupft habe. Er hat mir noch viele solcher Dinge beigebracht. Zum Beispiel, wie man eine Grundangel von einem Flussufer zum anderen legt und dann abends nachschaut und an jedem Haken Welse, Schildkröten oder Sonnenbarsche findet.

Aber am liebsten gehe ich Hechte fangen. Ihr langes, schmales Maul sieht aus, als könnten sie damit ohne weiteres meinen Arm durchbeißen. Sloth gibt mir immer ein Zeichen, dass ich zurückbleiben soll, und dann zieht er den Haken so leicht aus dem Fisch, als ob er mit einem Messer durch Wackelpudding schneiden würde. Es sieht ganz einfach aus. So wie alles bei Sloth.

„Ich hätte gestern lieber mit dir angeln gehen sollen“, sage ich und beiße in das frische, warme Brötchen. Ich schaue mich nach Jacks Auto um und hoffe, dass es nicht in Sicht ist.

Sloth hält mir die Hand hin, um mir auf die Füße zu helfen. „Wenn du die Wahl hast“, sagt er, „entscheide dich immer fürs Angeln.“



Mama hat gesagt, dass sie damals nicht in die Hütte 2 gezogen sind, weil sie billig war, sondern weil sie so weit vom Haus ihrer Eltern entfernt war, wie es nur ging. Es ist jetzt fast 12 Jahre her, dass Mama Jack geheiratet hat. Sein Choctaw-Blut war in Mamas Familie nicht willkommen und daher bin ich es auch nicht. Wir wohnen in derselben Stadt, kaufen in denselben Geschäften ein, benutzen dieselben Straßen, aber wenn meine Großeltern mir zufällig begegnen, dann drehen sie sich einfach um und gehen in die andere Richtung.

Jack hat bei einer Pferdeauktion von der leeren Hütte auf Mr Suttons Plantage erfahren und seitdem ist sie unser Zuhause. Sloth und die anderen Farmhelfer arbeiten für ihre Unterkunft auf der Plantage, aber wir zahlen am 15. jedes Monats richtig Miete. Mr Sutton war bereit, uns die Hütte zu vermieten, als Jack ihm bewiesen hatte, dass er etwas von Pferden versteht – und auch von Kühen. Jack hilft, wenn irgendetwas mit den Tieren ist, und Mr Sutton bezahlt ihn mit Baumaterial wie zum Beispiel Schindeln zum Verkleiden der Wände oder eine Spültoilette.

Zum Glück habe ich ein eigenes Zimmer. In den anderen beiden Hütten gibt es nur einen einzigen Raum. Früher haben darin manchmal bis zu zehn Sklaven gewohnt. Das hat mir jedenfalls Sloth erzählt.

Sloth hat sein ganzes Leben hier verbracht. Er steht jeden Morgen bei Sonnenaufgang auf, lässt eine Scheibe Speck aus, bis sie knusprig ist, macht sich ein Brötchen „so groß wie ein Katzenkopf“, brät sich

ein Ei frisch aus dem Nest und trinkt eine Tasse Kaffee – „schwarz, so wie richtige Männer ihn trinken.“ Dann machen sein zahmer Hahn King und er sich auf den Weg zum großen Haus, um dort einen Korb mit braunen Eiern abzuliefern und zu schauen, ob es was zu tun gibt. Sloth übernimmt alle möglichen Arbeiten und Reparaturen für die Suttons und überlässt ihnen immer die besten Stücke von dem Wild, das er fängt. Kurz bevor Mrs Sutton gestorben ist, hat sie noch zu Mr Sutton gesagt, dass Sloth immer einen Platz auf ihrer Plantage behalten soll. Und so ist es auch gekommen.

Aber inzwischen ist Sloth ein bisschen zu alt, um alles allein zu schaffen. Deshalb helfe ich ihm vor und nach der Schule und auch an den Wochenenden, so wie heute. Es macht mir nichts aus, mit anzupacken – ich sammle im Hühnerstall die braunen Eier ein, ernte frisches Gemüse in seinem Garten und helfe ihm dabei, über dem offenen Feuer zu kochen.

Als ich beim Hühnerstall ankomme, stecke ich mir den Rest des Brötchens in den Mund, sodass ich die Hände zum Eiersammeln frei habe. Dabei lasse ich mir Zeit, befühle die warmen Eier und staune wieder einmal über diese Wunderdinge, die die Hühner produzieren, obwohl ich jeden Tag welche gesehen habe, seit ich denken kann. King, der Hahn, stolziert herum, kräht, scheucht mich durchs Gehege und droht mir die Augen auszuspecken. Sloth lacht, schnalzt mit der Zunge und holt den Hahn so lange zu sich, bis ich alle Eier eingesammelt habe.

„Das Brötchen war gut“, sage ich und wünsche immer noch, ich wäre gestern Abend bei Sloth gewesen, statt mit ansehen zu müssen, wie Jack Mama sein Messer an den Hals gehalten hat.

Sloth weiß anscheinend, was ich denke. „Was ist passiert?“, fragt er.

„Jack“, sage ich nur, und mehr ist nicht nötig. Ich versuche, genügend Mut zu sammeln, um ihm eine Frage zu stellen, die mir schon ewig im Kopf herum geht, die ich aber noch nie zu stellen gewagt habe wegen dieser Regel, die Sloth aufgestellt hat: „Du kannst mich

alles fragen“, hat er gesagt, „aber frag mich nicht nach meiner Familie.“

„Sloth?“ Ich habe noch nie erlebt, dass Sloth wütend wird, aber ich kann mich trotzdem nicht überwinden. Ich wünsche mir Antworten, aber ich will auch die Grenze nicht übertreten.

„Hmmm?“, sagt er, tätschelt King kurz und wirft eine Handvoll Brotkrumen ins Hühnergehege, bevor er das Tor wieder schließt.

„Hast du mal Kinder gehabt?“ Ich spucke die Worte ganz schnell aus, damit sie mir nicht im Hals steckenbleiben.

„Nee“, antwortet er und sieht mich ganz seltsam an. Das ist wohl so eine Art Warnsignal, dass ihm die Richtung nicht gefällt, in die das Gespräch gerade geht.

„Warum nicht?“, wage ich mich noch weiter vor, kann ihn dabei aber nicht ansehen.

„Wahrscheinlich, weil ich den Platz für dich brauchte“, antwortet er und richtet seine Aufmerksamkeit wieder auf die Hühner. Wir zählen 23 Eier in dem Drahtkörbchen. Ich wünschte, Sloth wäre mein Vater und nicht Jack.

Sloths Frau ist früh gestorben. Wahrscheinlich ist das der Grund, warum er keine Kinder hat. Er spricht aber nie über sie. Jeden Sonntag stellt er frische Blumen auf ihr Grab, und damit hat sich's.

„Wir bringen jetzt mal lieber die Eier zu Mr Suttons Haus“, sagt er.

Ich gehe mit ihm zum großen Haus hinauf. Auf halber Strecke den Hügel hinauf ist Sloth ganz außer Atem. Er gibt mir den Korb mit den Eiern und sagt: „Bring du sie hin.“ Ich möchte eigentlich lieber warten, bis er sich ausgeruht hat, aber er sagt: „Nun mach schon!“

Ich lasse Sloth im Schatten eines Hartriegelstrauchs zurück und trage den Korb mit Eiern den vertrauten Weg entlang, nur dass heute Kirche ist, also stelle ich ihn auf Mr Suttons Veranda ab, statt zu läuten und ein Gespräch über die Schule zu führen und über Mama und wann Sloth die nächste Ladung Okra bringt. Ich renne sofort wieder

zurück zu Sloth und finde ihn mit dem Rücken an den verdrehten Stamm des Hartriegels gelehnt. Er ist tief in Gedanken versunken, deshalb setze ich mich einfach neben ihn unter die blühenden Zweige und warte.

Ich drehe eine der weichen weißen Blüten in meinen Händen und erinnere mich daran, wie ich letztes Frühjahr mit Mama auf der Verandaschaukel gegessen habe.

„Weißt du, was das Besondere an diesen Blüten ist?“, hat sie mich gefragt, mir eine Blüte von dem Strauß gereicht, den ich ihr gebracht habe, und sich dann vorgebeugt, um den süßen Duft einzusatmen.

„Sie gehören zu den ersten, die blühen?“, rate ich.

„Ja, das ist wirklich was Besonderes, aber es gibt noch etwas“, sagt Mama und schreibt mir mit ihren weichen Fingern die Buchstaben H-A-R-T-R-I-E-G-E-L auf den Rücken. „Erinnerst du dich daran, dass Jesus ans Kreuz genagelt wurde?“

Ich nicke. Von Mamas Geschichten kann ich nie genug bekommen.

„Das Kreuz war damals aus Hartriegelholz“, sagt sie.

Ich schaue hinüber zu den weißblühenden Hartriegeln an beiden Seiten des Weges zwischen Mr Suttons großem Haus und den Hütten. Sie sind klein, eher Büsche mit Bündeln aus dünnen Stämmchen, die wie Finger aus dem Boden wachsen. Mama spürt meine Zweifel und sagt: „Ich weiß, das kommt einem komisch vor, aber damals waren Hartriegel große, dicke Bäume, so wie Eichen. Der Hartriegel wollte nicht, dass ein Kreuz aus ihm gemacht wurde, und deshalb versprach Jesus ihm, dass der Baum nie wieder für etwas so Schreckliches benutzt werden sollte. Und von dem Tag an sind die Hartriegel klein mit verdrehten Stämmen, sodass man aus ihrem Holz nichts bauen kann. Schau mal – kannst du erkennen, dass die Blüten die Form eines Kreuzes haben?“

Mama streicht mit den Fingern über die zwei langen und zwei kurzen Blütenblätter und markiert sie in meinem Gedächtnis. „Hier in der Mitte kannst du die Dornenkrone sehen, und da am äußeren

Rand jeder Blüte sind Blutflecken – von den Nägeln. Sie blühen jedes Jahr genau zur richtigen Zeit, um uns daran zu erinnern, dass wir die Kraft finden sollen zu vergeben, egal, wie schlimm uns jemand wehgetan hat. Glaubst du das, Millie?“

Ich mache die Augen zu und sage nichts. So gern ich es tun würde, aber ich kann Mama nicht sagen, was sie gern hören möchte.

Jetzt, ein Jahr später, schlafe ich an dem Hartriegelstamm beinahe ein, während ich an Mama denke und daran, wie gern sie mir Geschichten erzählt, besonders die aus der Bibel. Aber genau in dem Augenblick, als ich anfangen zu träumen, merke ich, dass irgendetwas nicht stimmt. Das Atemgeräusch, das Geräusch des Lebens neben mir, es fehlt.

„Sloth?“

Keine Antwort.

Ich berühre seinen Arm, rappele mich auf, klatsche in die Hände, so laut ich kann und sage: „Wach auf!“

Und dann schreie ich: „Wach auf! *Wach auf!*“

Nichts. Er sitzt völlig reglos da. Ganz friedlich. Aber er sieht aus, als ob er lächelt, und deshalb beschwere ich mich mit einem nervösen Lachen: „Komm schon, Sloth, das ist nicht witzig.“ Aber er rührt sich immer noch nicht.

Ich beuge mich vor und lege mein Ohr an seine Brust. Es ist kein Herzschlag zu hören. Ich lege meine Hand unter seine Nase. Es ist kein Lufthauch zu spüren.

KAPITEL 4

Sloth sitzt an den Hartriegelstamm gelehnt, und ich bin sicher: Er atmet nicht mehr. Ich renne wieder den Hügel hinauf zum großen Haus, aber dann hören meine Füße auf zu rennen, und meine Arme zittern, und ich kann keinen Schritt weitergehen. Ich will nicht, dass meine Zeit mit Sloth zu Ende ist. Er ist doch mein bester Freund, mein Nachbar, das Vaterähnlichste, was ich je gehabt habe.

Ich renne wieder zurück zu dem Hartriegel und setze mich neben Sloth. Mit dem Rücken an den verdrehten Stamm gelehnt lasse ich meine nackten Waden in das frische Frühlingsgras sinken. Ich rutsche ganz nah an Sloth heran und lehne den Kopf an seine knochige Schulter. Ich halte seine Hand und weine.

Über zwei Stunden lang bleibe ich dort unter den süß duftenden Zweigen bei Sloth. Die Morgenbrise kühlt die schattige Stelle, und blutbefleckte Hartriegelblütenblätter heben sich im Wind.

Ich möchte mit Sloth gehen, wo auch immer er hingegangen sein mag. Ich möchte nicht wieder den Hügel hinuntersteigen zu seinem leeren Haus, seinem angriffslustigen Hahn und seinem Küchenschrank, in dem Mäuse wohnen. Ich will nicht zurück nach unten zu Mama und Jack und den traurigen Liedern und den schweren Stiefeln. Ich will nicht weg aus diesem süß duftenden Schatten und dem lieben, lieben Mann, der mir jeden Tag auf unausgesprochene Weise sagt, dass ich seine Zeit wert bin.